

Jim Butcher
Codex Alera 2

Jim Butcher

**Im Schatten
des Fürsten**

Codex Alera 2

Aus dem Englischen
von Andreas Helweg

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Book Two of the Codex Alera. Academ's Fury«
bei Ace Books, the Berkley Publishing Group,
Penguin Group (USA) Inc., New York.



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2010

bei Blanvalet, einem Unternehmen

der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Jim Butcher

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published by Arrangement with Longshot LLC.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagillustration: Max Meinzold

Redaktion: Waltraud Horbas

UH · Herstellung: RF

Satz: Vornehm Mediengestaltung, München

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-26584-8

www.blanvalet.de

*Für die alte Gang bei AmberMUSH und auf To.
Wir haben viel zu viel Zeit verschwendet,
aber ich bereue keine Sekunde.*

Prolog



Wenn der Anfang aller Weisheit in der Erkenntnis liegt, dass man nichts weiß, so besteht der Anfang allen Begreifens in der Einsicht, dass jedes Ding, das existiert, eine simple Wahrheit verkörpert: Große Dinge entstehen aus kleinen.

Aus Tintentropfen entstehen Buchstaben, Buchstaben bilden Wörter, Wörter häufen sich zu Sätzen, und Sätze schließlich geben Gedanken Ausdruck. So geht es auch mit Pflanzen, die aus einem einzigen Samen sprießen, und jede Mauer wird aus vielen Steinen zusammengefügt. Aber auch auf die Menschen trifft dies zu, denn die Sitten und Traditionen unserer Vorfahren bilden das Fundament unserer Städte, unserer Geschichte und unserer Lebensweise.

Ob nun toter Stein oder Lebewesen oder das wogende Meer; ob in Zeiten des Friedens oder während welterschütternder Ereignisse, an Markttagen oder in verzweifelten Schlachten, ein Gesetz gilt für alles gleichermaßen:

Große Dinge sind aus kleineren erschaffen.

Dabei wächst die Bedeutung mit der Größe, sie nimmt stets vom Kleinen zum Großen zu – doch nicht immer ist sie auf den ersten Blick ersichtlich.

*Aus den Schriften von Gaius Secundus,
Erster Fürst von Alera*

Der Wind heulte über die sanft gewellten, nur spärlich bewaldeten Hügel im Lande der Marat, des Einen und Großen Volkes. Er trieb harte, raue Schneeflocken vor sich her. Der Eine ritt über den Himmel, doch verbargen die Wolken sein Antlitz.

Zum ersten Mal seit dem Frühjahr war Kitai kalt. Sie drehte sich blinzelnd um und schützte mit einer Hand die Augen vor dem Schneegestöber. Um die Hüfte trug sie einen knappen Schurz, einen Gürtel, in dem ihr Messer steckte, und einen Jagdbeutel. Sonst hatte sie nichts am Leib. Die Böen zerzausten ihr das dichte weiße Haar, dessen Farbe sich kaum von der des Schnees unterschied.

»Beeil dich«, rief sie.

Ein gewaltiges Schnauben ertönte, dann kam eine riesige Gestalt in Sicht. Wanderer, der Gargant, war selbst im Vergleich zu seinen Artgenossen ein Riese, seine Schultern ragten zweimal mannshoch auf. Er hatte bereits sein zotteliges schwarzes Winterfell bekommen, daher störte ihn die Kälte nicht. Die Krallen, länger als ein aleranischer Säbel, gruben sich mühelos und ohne Hast in den gefrorenen Boden.

Kitais Vater, Doroga, saß auf dem Rücken des Garganten und schwankte auf seiner geflochtenen Satteldecke hin und her. Er trug ebenfalls einen Lendenschurz, außerdem eine ausgeblichene rote Tunika aus Alera. Seine Brust, seine Arme und seine Schultern waren so stark mit Muskeln bepackt, dass er die Ärmel seines Gewands hatte abreißen müssen – doch da es ein Geschenk gewesen war, wäre es ihm unhöflich vorgekommen, sie einfach wegzuworfen. Deshalb hatte er sich ein Stirnband daraus geflochten und das weiße Haar damit zurückgebunden. »Ich verstehe; wir müssen uns beeilen, damit das Tal nicht vor uns davonläuft. Vielleicht hätten wir im Windschatten bleiben sollen.«

»Du bist nicht so witzig, wie du denkst«, meinte Kitai und starrte ihren Vater finster an.

Doroga lächelte, was die Falten in seinem breiten, flachen Gesicht vertiefte. Er packte Wanderers Sattelseil und schwang sich mit einer Leichtigkeit, die man ihm bei seiner Körpermasse nicht zugetraut hätte, vom Rücken des Tieres. Unten klopfte er dem Garganten auf das Vorderbein. Wanderer hockte sich hin und kaute gelassen wieder.

Kitai ging voraus in den Wind, und obwohl sie kein Geräusch hinter sich hörte, wusste sie, dass ihr Vater ihr folgte.

Kurze Zeit später erreichten sie den Rand einer Felswand, die jäh in die Tiefe abfiel. Wegen des Schneegestöbers konnte man nicht das ganze Tal einsehen, doch in den Pausen zwischen den Böen reichte der Blick wenigstens bis zum unteren Ende der Steilwand.

»Schau«, sagte sie.

Doroga trat neben sie und legte ihr abwesend den Arm um die Schultern. Kitai hätte sich niemals in Anwesenheit ihres Vaters anmerken lassen, dass sie zitterte, nicht bei diesem jämmerlichen Herbstschnee, dennoch schmiegte sie sich an ihn, dankbar für die Wärme. Sie beobachtete ihn, wie er hinunterspähte und auf eine kurze Windstille wartete, um den Ort sehen zu können, den die Aleraner den Wachswald nannten.

Kitai schloss die Augen und erinnerte sich. Damals waren die toten Bäume mit *Kroatsch* bedeckt gewesen, einer dicken, gallertartigen Masse. Deshalb hatte es so ausgesehen, als habe Der Eine den Wald mit dem Wachs vieler Kerzen begossen. Das *Kroatsch* überzog alles, den Boden und auch bis zu einer gewissen Höhe die Wände, die den Talkessel einschlossen. Hier und dort saßen Vögel und andere Tiere im *Kroatsch* gefangen, wie versiegelt; sie lebten noch und lagen reglos da, bis sie aufgeweicht waren und sich aufgelöst hatten wie Fleisch, das man über kleiner Flamme gart. Blasse Wesen, so groß wie wilde Hunde, durchscheinend und spinnenartig mit vielen Beinen, lauerten beinahe unsichtbar

im *Kroatsch*, während andere leise und flink und fremdartig über den Waldboden huschten.

Diese Erinnerung jagte ihr einen Schauer über den Rücken, aber sie biss sich auf die Unterlippe und zwang sich, ihn zu unterdrücken. Als sie ihren Vater anblickte, gab der vor, nichts bemerkt zu haben.

Im Tal unten hatte, so weit ihr Volk zurückdenken konnte, niemals Schnee gelegen. Dort war es zu warm, selbst im Winter, als wäre das *Kroatsch* ein riesiges Tier, das die Wärme seines Körpers an die Luft abstrahlte.

Jetzt war der Wachswald mit Eis bedeckt, und überall herrschte Fäulnis. Die alten toten Bäume überzog eine Schicht aus braunem, widerwärtigem Teer. Der Boden war gefroren, auch wenn Kitai an der einen oder der anderen Stelle noch Flecken von modernem *Kroatsch* entdeckte. Mehrere Bäume waren umgekippt. Und der hohle Hügel in der Mitte war eingestürzt und verrottet. Der Gestank drang sogar bis hier hoch, zu Kitai und ihrem Vater.

Doroga schwieg eine Weile, ehe er sagte: »Wir sollten hinuntersteigen. Und herausfinden, was geschehen ist.«

»Ich war schon unten«, erwiderte Kitai.

Ihr Vater runzelte die Stirn. »Es ist töricht, so etwas allein zu unternehmen.«

»Wer von uns dreien hier hat es lebend wieder nach oben geschafft und war dabei am häufigsten unten?«

Doroga lachte grunzend und sah sie voller Zuneigung und Wärme an. »Vielleicht war es doch nicht so töricht.« Dann wurde er wieder ernst, und erneut verhüllten Wind und Schneeregen das Tal. »Was hast du entdeckt?«

»Tote Hüter«, antwortete sie. »Totes *Kroatsch*. Keine Wärme. Keine Bewegung. Von den Hütern sind nur leere Hüllen geblieben. Das *Kroatsch* zerbröselt bei der leisesten Berührung zu Asche.« Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Und noch etwas.«

»Und zwar?«

»Spuren«, sagte sie ruhig. »Die zur anderen Seite führen. Nach Westen.«

Doroga brummte: »Was für Spuren?«

Kitai schüttelte den Kopf. »Sie waren nicht frisch. Vielleicht Marat oder Aleraner. Entlang der Fährte habe ich viele tote Hüter gefunden. Als hätten sie angegriffen und wären einer nach dem anderen gestorben.«

»Das Wesen«, knurrte Doroga, »bewegt sich auf die Aleraner zu.«

Kitai nickte besorgt.

Doroga blickte sie an. »Und was noch?«

»Seine Tasche. Den Rucksack, den der Taljunge während des Gerichts im Wachswald verloren hat. Ich habe ihn neben der letzten toten Spinne entdeckt, und sein Geruch hing immer noch daran. Dann begann es zu regnen. Ich habe die Spur verloren.«

Dorogas Miene verdüsterte sich. »Es genügt, wenn wir es dem Herrn des Calderon-Tals berichten. Vielleicht hat es nichts zu bedeuten.«

»Oder vielleicht doch. Ich gehe«, meinte Kitai.

»Nein«, entgegnete Doroga.

»Aber Vater ...«

»Nein«, wiederholte er nachdrücklicher.

»Wenn es nun nach ihm sucht?«

Eine Weile lang hüllte sich ihr Vater in Schweigen, ehe er sagte: »Dein Aleraner ist schlau. Schnell. Er kann auf sich selbst aufpassen.«

Kitai blickte ihn finster an. »Er ist klein. Und dumm. Und lästig.«

»Tapfer. Selbstlos.«

»Schwach. Und er verfügt nicht einmal über die Zauberkräfte seines Volkes.«

»Er hat dich gerettet«, sagte Doroga.

Kitais Miene wurde noch finsterer. »Ja. Sehr lästig.«

Doroga lächelte. »Selbst ein Löwe beginnt sein Leben als Junges.«

»Ich könnte ihn in der Mitte entzweibrechen«, knurrte Kitai.

»Im Augenblick, ja.«

»Ich verachte ihn.«

»Im Augenblick, ja.«

»Er hatte kein Recht dazu.«

Doroga schüttelte den Kopf. »Nicht mehr als du.«

Kitai verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich hasse ihn.«

»Und deshalb soll ihn jemand warnen. Ich verstehe.«

Kitai errötete, ihre Wangen und ihr Hals wurden heiß, doch ihr Vater schien es nicht zu bemerken. »Was geschehen ist, ist geschehen«, knurrte er. Er wandte sich ihr zu und legte Kitai die riesige Pranke auf die Wange, legte den Kopf schräg und betrachtete sie einen Moment lang. »Mir gefallen seine Augen bei dir. Wie Smaragd. Wie frisches Gras.«

Kitai spürte, wie ihr die Tränen kamen. Sie schloss die Augen und küsste die Hand ihres Vaters. »Ich wollte ein Pferd.«

Doroga lachte laut. »Deine Mutter wollte einen Löwen. Sie hat einen Fuchs bekommen und es nie bedauert.«

»Ich will, dass dieses Wesen verschwindet.«

Doroga ließ die Hand sinken. Er drehte sich zu Wanderer um, den Arm weiterhin um Kitai gelegt. »Wird es aber nicht. Du solltest *beobachten*.«

»Ich will nicht.«

»So ist es Sitte bei unserem Volk«, erwiderte Doroga.

»Ich will nicht.«

»Sturer Welp. Du bleibst hier, bis du ein bisschen zu Verstand gekommen bist.«

»Ich bin *kein* Welp, Vater.«

»Du benimmst dich wie einer. Bleib bei den *Sabot-ha*.« Sie erreichten Wanderer, wo Doroga Kitai ohne Mühe fast bis zum oberen Ende des Sattelseils hob.

Kitai kletterte auf den breiten Rücken des Garganten. »Aber, Vater ...«

»Nein, Kitai.« Er stieg ebenfalls auf und schnalzte mit der

Zunge. Das riesige Tier erhob sich gemächlich und wendete. Während es sich in Gang setzte, fügte Doroga hinzu: »Ich verbiete es dir, und damit Schluss.«

Kitai ritt schweigend hinter ihrem Vater, blickte sich jedoch nach Westen um und hielt das besorgte Gesicht in den Wind.

Wieder einmal setzte Miles die alte Wunde zu, als er die lange Wendeltreppe in die Tiefen der Erde unter dem Palast des Ersten Fürsten hinabstieg, aber er achtete nicht darauf. Das beharrliche Stechen in seinem linken Knie bereitete ihm kaum mehr Sorge als die müden Füße oder der Muskelschmerz in Schultern und Armen nach einem anstrengenden Tag auf dem Drillplatz. Seinem Gesicht, hart und glatt wie der Stahl seines Schwertes am Gürtel, war davon jedenfalls nichts anzumerken.

Denn diese Beschwerden beunruhigten ihn wenig, jedenfalls im Vergleich zu dem Gespräch, das er gleich mit dem mächtigsten Mann der Welt würde führen müssen.

Miles erreichte den Vorraum am Ende der Treppe und betrachtete sein verzerrtes Spiegelbild in einem polierten Schild an der Wand. Er zupfte seinen Umhang zurecht – rot-blau, die Farben der fürstlichen Wache – und strich sich mit den Fingern durch das zerzauste Haar.

Neben der geschlossenen Tür saß ein schlaksiger Junge auf der Bank, der erst kürzlich kräftig gewachsen sein musste, da Hosenbeine und Ärmel viel zu kurz waren und Knöchel und Unterarme freigaben. Das wuschelige dunkle Haar fiel ihm ins Gesicht, auf dem Schoß hielt er ein offenes Buch. Mit einem Finger zeigte er noch auf die Zeile, die er zuletzt gelesen hatte, obwohl er längst eingeschlafen war.

Miles blieb stehen und murmelte: »Akadem.«

Der Junge zuckte im Schlaf zusammen, das Buch rutschte vom Schoß und fiel zu Boden. Er richtete sich auf, blinzelte und stammelte: »Ja, Herr. Was, äh ... Herr?«

Miles legte ihm eine Hand auf die Schulter, ehe der junge

Mann aufstehen konnte. »Immer mit der Ruhe. Bald sind Prüfungen, wie?«

Errötend senkte der Junge den Kopf und hob das Buch auf. »Ja, Ritter Miles. Da bleibt mir nicht viel Gelegenheit zum Schlafen.«

»An die Zeit kann ich mich auch noch erinnern«, sagte der Ritter. »Ist er drin?«

Der Junge nickte. »Soweit ich weiß, Ritter. Soll ich hineingehen und dich anmelden?«

»Bitte.«

Der Akademiker erhob sich, strich seine zerknitterte graue Tunika glatt und verneigte sich. Anschließend klopfte er leise an die Tür und öffnete sie.

»Mein Fürst?«, sagte er. »Ritter Miles wünscht dich zu sehen.«

Es folgte eine lange Pause, dann antwortete eine sanfte Männerstimme: »Danke, Akademiker. Schick ihn herein.«

Miles betrat den Meditationsraum des Ersten Fürsten, und der Junge schloss die schalldichte Tür hinter ihm. Miles ging auf ein Knie nieder, senkte den Kopf und wartete, bis er begrüßt wurde.

Gaius Sextus, Erster Fürst von Alera, stand in der Mitte des Raums auf dem Fliesenboden. An dem großen Mann fielen als Erstes das ernste Gesicht und die müden Augen auf. Zwar sah er aufgrund seiner Wasserkräfte aus, als habe er gerade erst das vierzigste Jahr überschritten, dennoch wusste Miles, dass er doppelt so alt war. Sein einst dunkles, glänzendes Haar war im letzten Jahr noch grauer geworden.

Auf den Fliesen unter Gaius wirbelten Farben, die ständig wechselten, Muster bildeten, wieder verschwanden und sich immerfort veränderten. Miles erkannte einen Teil der Südküste von Alera in der Gegend von Parcia, die kurz zu sehen war, ehe sie sich in eine Gebirgswildnis verwandelte, die nur im fernen Norden nahe der Schildmauer liegen konnte.

Gaius schüttelte den Kopf, fuhr mit der Hand durch die Luft und murmelte: »Genug.« Die Muster lösten sich auf, und die Fliesen nahmen wieder ihre gewohnte trübe Farbe an. Gaius ließ sich

seufzend auf einen Stuhl an der Wand sinken. »So spät noch auf, Hauptmann?«

Miles erhob sich. »Ich war zufällig in der Zitadelle und wollte dir meine Aufwartung machen, mein Fürst.«

Gaius zog die angegrauten Augenbrauen hoch. »Deshalb bist du fünfhundert Stufen heruntergestiegen?«

»Ich habe sie nicht gezählt, mein Fürst.«

»Und wenn ich mich nicht irre, sollst du im Morgengrauen die neue Legionskommandantur inspizieren. Viel Schlaf wirst du nicht mehr finden.«

»Richtig. So wenig wie du, Herr.«

»Ach«, sagte Gaius. Er nahm ein Glas Wein vom Tisch neben dem Stuhl. »Miles, du bist ein Soldat, kein Diplomat. Sprich aus, was dir auf der Seele brennt.«

Miles seufzte und nickte. »Danke. Du bekommst nicht genug Schlaf, Sextus. Bei der Eröffnungszeremonie zum Winterend-Fest wirst du aussehen wie Gargantenscheiße. Du musst ins Bett.«

Der Erste Fürst winkte ab. »Bald. Ganz bestimmt.«

»Nein, Sextus. Du brauchst gar nicht abzuwinken. Seit drei Wochen bist du nun schon jede Nacht hier unten, und das sieht man dir an. Was dir fehlt, ist ein warmes Bett, eine sanfte Frau und viel Ruhe.«

»Unglücklicherweise wird mir alles drei versagt bleiben.«

»Verflucht«, erwiderte Miles. Er verschränkte die Arme. »Du bist der Erste Fürst von Alera und kannst alles haben, was du willst.«

In Gaius' Augen flackerte Überraschung. Und Zorn. »Mein Bett wird wohl nicht warm werden, solange Caria darin liegt, Miles. Du weißt, wie es zwischen uns steht.«

»Was hast du erwartet? Du hast ein Kind geheiratet, Sextus. Sie hat geglaubt, sich Hals über Kopf in eine Romanze zu stürzen, und stattdessen ist sie bei einer vertrockneten alten Spinne von einem Politiker gelandet.«

Gaius presste die Lippen aufeinander, und der Zorn in seinen

Augen vertiefte sich. Der Steinboden kräuselte sich und ließ den Tisch klappern. »Du wagst es, so mit mir zu reden, Hauptmann?«

»Du hast es mir befohlen, Herr. Aber ehe du mich wegstreten lässt, denk noch einmal drüber nach. Wenn ich falsch läge, würdest du dich nicht so über meine Worte ärgern, oder? Und wenn du nicht so müde wärest, hättest du dir deine Wut auch nicht anmerken lassen, nicht wahr?«

Der Boden beruhigte sich, und Gaius wirkte nun noch erschöpfter, wenn auch weniger aufgebracht. Miles war ein wenig enttäuscht. Früher hätte sich der Erste Fürst nicht so rasch von der Müdigkeit besiegen lassen.

Gaius trank einen Schluck Wein. »Was soll ich denn tun, Miles? Sag schon.«

»Ins Bett gehen«, antwortete Miles. »Mit einer Frau. Schlafen. Das Fest beginnt in vier Tagen.«

»Caria lässt nie ihre Tür für mich offen.«

»Such dir eine Konkubine«, schlug Miles vor. »Verdammt, Sextus, du brauchst ein wenig Zerstreuung, und das Reich braucht einen Erben.«

Der Erste Fürst verzog das Gesicht. »Nein. Mag sein, dass ich Caria schlecht behandelt habe, aber ich werde sie nicht auch noch der Schande aussetzen, dass ich mir eine Geliebte nehme.«

»Dann gib Aphrodisias in ihren Wein, und behandle sie einmal wie eine Frau, Mann.«

»Diese romantische Ader kannte ich noch gar nicht an dir, Miles.«

Der Soldat schnaubte. »Du bist so angespannt, dass die Luft knistert, wenn du dich bewegst. Das Feuer lodert zu doppelter Größe auf, wenn du durch den Raum gehst. Jeder Elementar in der Hauptstadt spürt es; gewiss sollte den Hohen Fürsten, wenn sie zum Winterend-Fest anreisen, dein Kummer verborgen bleiben, oder?«

Gaius runzelte die Stirn. Er starrte einen Augenblick lang in seinen Wein, ehe er erwiderte: »Ich werde wieder von Träumen heimgesucht, Miles.«

Die Sorge traf Miles wie ein Schlag, dennoch bemühte er sich, sich nichts anmerken zu lassen. »Träume! Du bist doch kein Kind mehr, das sich vor einem Traum fürchtet, Sextus.«

»Es sind keine gewöhnlichen Albträume. An Winterend droht uns das Verhängnis.«

Miles versuchte, spöttisch zu klingen. »Bist du jetzt ein Wahrsager, mein Fürst, der den Tod voraussieht?«

»Nicht unbedingt den Tod«, sagte Gaius. »Ich verwende das alte Wort. Verhängnis. Schicksal. Verderben. Unser Schicksal ereilt uns an Winterend, und ich kann nicht sehen, was darauf folgt.«

»Es gibt kein Schicksal«, widersprach Miles. »Die Träume hastest du vor zwei Jahren auch schon mal, und damals hat keine Katastrophe das Reich vernichtet.«

»Weil ein eigensinniger kleiner Hirte und ein Haufen mutiger Wehrhöfer sie abgewendet haben. Allerdings nur um Haaresbreite. Aber wenn dir das Wort Schicksal nicht zusagt, nenn es die Stunde der Verzweiflung«, meinte Gaius. »An denen ist die Geschichte reich. Augenblicke, in denen das Schicksal tausender in Waagschalen liegt, die sich durch leichtes Antippen zur einen oder der anderen Seite neigen. Je nachdem, wie die Betroffenen handeln. Es kommt. Jetzt, zu Winterend, wird sich die Richtung entscheiden, in die sich das Reich entwickelt, und ich will verflucht sein, wenn ich erkennen kann, in welche. Aber es kommt, Miles. Es kommt.«

»Dann werden wir uns damit befassen«, erwiderte Miles. »Wenn es so weit ist. Eins nach dem anderen.«

»Genau«, sagte Gaius. Er erhob sich, trat auf die Mosaikfliesen und winkte Miles zu sich. »Ich zeige es dir.«

Miles runzelte die Stirn und beobachtete, wie der Erste Fürst eine Geste machte. Er spürte die unterschwellige Macht, die durch den Boden strömte: Elementare aus allen Winkeln des Reiches, die dem Willen des Ersten Fürsten gehorchten. Da er neben Gaius stand, konnte er diese elementargewirkte Karte, die sich in vielen Farben um ihn erhob, in allen Einzelheiten bewundern, bis

er das Gefühl hatte, als Riese über einem geisterhaften Abbild der Zitadelle der Hauptstadt Alera Imperia zu stehen. Ihm wurde schwindelig, als das Bild verschwamm, sich nach Westen bewegte, hinüber zum fruchtbaren Amaran-Tal und darüber hinweg, über die Schwarzberge bis zur Küste. Die Darstellung wurde nun wieder klarer und verwandelte sich in ein bewegliches Bild über dem Meer, wo riesige Wellen von einem heftigen Sturm aufgepeitscht wurden.

»Da«, sagte Gaius. »Der achte Wirbelsturm in diesem Frühjahr.«

Nach einem Moment ehrfürchtigen Staunens sagte Miles: »Er ist riesig.«

»Ja. Und das ist nicht einmal der schlimmste. Sie machen sie noch größer.«

Miles sah den Ersten Fürsten an. »Jemand wirkt diese Stürme?«

Gaius nickte. »Die Ritualisten der Canim, glaube ich. Nie zuvor hatten sie so viel Macht über das Meer. Natürlich leugnet Botschafter Varg jede Verantwortung.«

»Dieser verlogene Hund«, zischte Miles. »Warum bittest du nicht die Hohen Fürsten an der Küste um Unterstützung? Mit genügend Windwirkern sollten sie in der Lage sein, die Stürme zu besänftigen.«

»Sie helfen bereits«, antwortete Gaius ruhig. »Obwohl es ihnen nicht bewusst ist. Ich habe den Stürmen bislang das Rückgrat gebrochen und den Schutz ihres Landes den Hohen Fürsten überlassen, soweit sie dazu in der Lage waren.«

»Dann bitte um zusätzliche Hilfe«, schlug Miles vor. »Riva oder Placida könnten den Küstenstädten Windwirker borgen.«

Auf eine Geste von Gaius hin verschwamm die Karte abermals und verschob sich in den äußersten Norden des Reiches, zum massiven, glatten Stein der Schildmauer. Miles runzelte die Stirn, bückte sich und schaute genauer hin. Viele Meilen von der Mauer entfernt sah er Gestalten, die sich halb verborgen im Schneegestöber bewegten. Er begann zu zählen und schätzte dann rasch die

Menge ab. »Die Eismenschen. Aber sie haben sich seit Ewigkeiten nicht gerührt.«

»Jetzt schon«, sagte Gaius. »Sie sammeln sich. Antillus und Phrygia haben bereits zwei Angriffe auf die Schildmauer abgewehrt, trotzdem wird es immer schlimmer. Die Schneeschmelze hat sich verzögert, es wird eine schlechte Ernte geben. Und so bekommen die Südländer Gelegenheit, den Schildstädten verteuerte Lebensmittel zu verkaufen, und das bedeutet weitere Unannehmlichkeiten.«

Die Falten auf Miles' Stirn vertieften sich. »Falls im Süden jedoch weitere Stürme wüten, bedroht das auch dort die Ernte.«

»Exakt«, antwortete Gaius. »Die Nordstädte würden hungern, und im Süden wäre man gegen mögliche Einfälle der Eismenschen nicht gewappnet.«

»Machen die Canim und die Eismenschen vielleicht gemeinsame Sache?«, fragte Miles.

»Die großen Elementare mögen es verhüten«, entfuhr es Gaius. »Ich hoffe noch immer, dass es lediglich ein Zufall ist.«

Miles knirschte mit den Zähnen. »In der Zwischenzeit verbreitet Aquitanus überall, dass allein deine Unfähigkeit an allem schuld ist.«

Gaius lächelte schief. »Aquitanus ist ein eher angenehmer, wenn auch gefährlicher Gegner. Für gewöhnlich handelt er geradlinig. Rhodos, Kalare und Forcia beunruhigen mich mehr. Die bringen gar keine Beschwerden mehr in den Senat ein. Das erregt mein Misstrauen.«

Der Soldat nickte. Er schwieg einen Moment, während er spürte, wie seine Sorge wuchs. »Das war mir gar nicht aufgefallen.«

»Da bist du nicht der Einzige. Wahrscheinlich verfügt niemand über ausreichende Kenntnisse, um das wahre Ausmaß des Problems zu erfassen«, meinte Gaius. Wieder fuhr er mit der Hand über die Mosaikkacheln, und das geisterhafte Bild der Karte verschwand. »Und so muss es auch bleiben. Das Reich befindet sich

in einer äußerst prekären Lage, Miles. Eine überhastete Reaktion und ein einziger falscher Schritt könnten zur Spaltung zwischen den Städten führen, und damit wäre Alera der Zerstörung durch die Canim oder die Eismenschen ausgeliefert.«

»Oder durch die Marat«, fügte Miles hinzu und bemühte sich nicht, die Verbitterung in seiner Stimme zu verbergen.

»In dieser Hinsicht mache ich mir keine so großen Sorgen. Der neue Graf von Calderon hat es geschafft, freundschaftliche Beziehungen zu einigen der Hauptstämme aufzunehmen.«

Miles nickte und sparte von nun an das Thema Marat aus. »Es ist wirklich sehr viel, um das du dich kümmern musst.«

»Um das alles und noch mehr«, bestätigte Gaius. »Dazu kommen die Belastungen von Seiten des Senates, der Dianischen Liga, des Sklavenhändlerbundes und des Handelskonsortiums. Manche betrachten es als Zeichen meiner wachsenden Machtlosigkeit, dass ich die Kronlegion reaktiviert habe, sogar als Hinweis auf mögliche Altersschwäche.« Er holte tief Luft. »Das ganze Reich befürchtet mittlerweile, ich hätte vielleicht meinen letzten Winter erlebt und trotzdem noch keinen Nachfolger ernannt – derweil sind Hohe Fürsten wie Aquitanus bereit, falls nötig durch ein Meer aus Blut zum Thron zu waten.«

Miles dachte schweigend einen Augenblick lang über das Gehörte nach. »Verflucht.«

»Hm«, meinte Gaius. »Wie gesagt, eins nach dem anderen.« Plötzlich wirkte er sehr alt und sehr müde. Der Erste Fürst schloss die Augen, fasste sich wieder und straffte die erschöpften Schultern. Auch seine Stimme klang schließlich wieder gewohnt schroff und sachlich. »Ich muss diesen Sturm noch ein paar Stunden im Auge behalten. Wenn ich kann, lege ich mich danach schlafen. Aber ich habe wenig Zeit.«

Der Soldat verneigte sich. »Ich habe vorlaut gesprochen, mein Fürst.«

»Immerhin ehrlich. Deswegen sollte ich keinen Groll gegen dich hegen. Entschuldige bitte, Miles.«

»Keine Ursache.«

Gaius seufzte. »Kannst du etwas für mich erledigen, Hauptmann?«

»Gewiss.«

»Verdoppele die Wache der Zitadelle für die Dauer des Festes. Ich habe zwar keinen handfesten Beweis für einen bevorstehenden Anschlag, aber es ist wohl nicht unvernünftig, davon auszugehen, dass mancher seine Politik mit dem Dolch fortführen möchte. Besonders, seit Fidelias uns verlassen hat.« Bei diesen Worten verdüsterte sich die Miene des Ersten Fürsten wieder, und Miles zuckte vor Mitgefühl zusammen. »Er kennt die meisten Gänge in der Zitadelle und in den Tiefen.«

Miles blickte Gaius Sextus in die Augen. »Ich kümmere mich darum.«

Gaius nickte und ließ den Arm sinken. Miles betrachtete dies als Aufforderung zu gehen und trat auf die Tür zu. Dort blieb er stehen und schaute über die Schulter zurück. »Ruh dich aus. Und denk darüber nach, was ich über einen Erben gesagt habe, Sextus. Bitte. Wenn die Nachfolge eindeutig geregelt wäre, hätten wir vielleicht einige Sorgen weniger.«

Gaius nickte erneut. »Ich werde mich darum bemühen. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

Miles verneigte sich tief vor Gaius, wandte sich um und öffnete die Tür. Ein lautes, sägeartiges Geräusch erklang von draußen, und Miles meinte: »Dein Page schnarcht sehr laut.«

»Beurteile ihn nicht zu streng«, erwiderte Gaius. »Er sollte eigentlich Schafhirte werden.«



Tavi spähte um die Ecke des Schlaftraktes im Haupthof der Akademie und sagte zu dem jungen Mann neben sich: »Du hast schon wieder diesen Ausdruck im Gesicht.«

Ehren Patronus Vilius, kaum fünf Fuß groß und relativ mager, mit heller Haut und dunklen Augen, spielte am Saum seiner grauen Akademrobe herum. »Was für einen Ausdruck?«

Tavi zog sich von der Ecke zurück und zupfte selbst vergeblich an seiner Schulkleidung. Gleichgültig, wie oft er sein Gewand anpassen ließ, sein Körper behielt stets einen Vorsprung vor der Näherin. Die Robe war an Schultern und Brust zu eng, und die Ärmel reichten nie bis zum Handgelenk. »Na, du weißt schon, Ehren. Den du aufsetzt, wenn du jemandem einen Rat erteilen willst.«

»Eigentlich ist es der, den ich aufsetze, wenn ich jemandem einen Rat geben will, von dem ich weiß, dass ihn der Betreffende sowieso nicht annehmen wird.« Ehren spähte ebenfalls um die Ecke. »Tavi, sie sind alle da. Wir können genauso gut auch gleich abhauen. Es gibt nur den einen Weg in den Speisesaal, sie werden uns sehen.«

»Sie sind nicht alle da«, meinte Tavi. »Die Zwillinge fehlen.«



Jim Butcher

Codex Alera 2

Im Schatten des Fürsten

eBook

ISBN: 978-3-641-03843-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2010

»Eine einzigartige Fantasy-Saga!« Publishers Weekly

Zwei Jahre sind seit der gescheiterten Invasion der Marat vergangen. Und während Tavi, der noch immer keine Magie wirken kann, dem Ende seiner Ausbildung zum kaiserlichen Spion entgegenfiebert, droht Alera bereits neue Gefahr. Denn ausgerechnet als Kaiser Gaius Sixtus schwer erkrankt und das Reich ohne Führung ist, bewegen sich die Furcht erregenden Vord auf die Hauptstadt zu – uralte Schreckensgestalten, für deren Wiedererweckung nicht zuletzt Tavi mitverantwortlich ist ...